

Ein Rahmen

Metaphorisch beginnt hier also ein Morgen und damit ein neuer Tag. Zumindest erscheint es mir immer so, wenn ich ein neues Buch zu lesen beginne, und daher hoffe ich, dass es auf diese Art und Weise auch für Andere wirkt, wenn man dieses Buch, meine Seiten, aufschlägt:

Auf den nachstehenden Seiten des von mir vorgelegten Buches *Aus der Nacht in den Tag* möchte ich drei Essays rahmen, die inhaltlich zu unterscheidende, aber ähnliche Stränge des Nachdenkens über unsere momentanen Gesellschaften bilden und alle auf ihre Art eine Bewegung beinhalten, die einen besonderen Aspekt, einen Gedankengang ins Licht des Tages, des Alltages stemmen will. Dabei mag es so scheinen, dass der eine oder andere der Gedankengänge für manche etwas Überholtes, etwas Offensichtliches, etwas Irrelevantes oder etwas Redundantes ins Licht des Tages zu ziehen versucht, das dort schon viel zu lange unter der gnadenlosen Sonne liegt und sich jeder wiederholten Betrachtung verbietet, da es durch eine solche nichts zu gewinnen gebe. Das kann durchaus zutreffen, doch möchte ich mit diesen Texten auch nichts gewinnen, sondern die Emphase darstellen, die diese Themen im Versteck der Nacht erzeugen können oder im Licht des Tages schon verloren haben.

Die Texte stehen, zumindest für eine um sich greifende, festgezurrte Form akademischen Schreibens, nicht im Anspruch wissenschaftlich zu sein. Zumindest so lange Wissenschaft ein Um-sich-selbst-Kreisen bedeutet, das sich der Dringlichkeit der Welt entzieht, weil die sich immer wieder aufzwingenden Probleme zu aufdringlich sind und so nur aus der Perspektive des sicheren Ausgucks bestimmt werden sollen, damit sie einen auf gar keinen Fall

auf die Straße holen. Diese Perspektive gänzlich abgelegt zu haben, will ich nicht behaupten. Will nur so weit gehen, zu versichern, ihr nicht gänzlich verfallen zu sein. Ihr, der Rechtsprechung, die, wie Michel Serres es in *Der Hermaphrodit* fragt, »aus undurchsichtigen Beweggründen der rechten Hand den Vorzug vor der linken gibt?«¹ Will mich hingegen aus dem Fenster lehnen und sagen: Diese Texte wollen eingreifen, wollen das geschriebene und schreibende Denken als *einen* Weg innerhalb, durch und für dasjenige Miteinander aufzeigen, das ein Füreinander wäre. Damit müssen sie und dieses Denken, bleibt es allein, scheitern, doch womöglich findet die*r eine oder andere darin etwas, das es lohnt, wiederholt zu werden.

Das Thema, das diese Texte durchzieht, ist also alles in allem ein bekanntes. Es ist die Frage danach, wie ein Zusammenleben gestaltet sein kann, wie es anders sein kann als in einer Anhäufung menschenverachtender Strukturen, anders als eine Anhäufung von Weisen der Unterdrückung, Ausbeutung und Tötung. Dabei konkretisiert sich diese Frage in unterschiedliche Richtungen. Es kann gefragt werden, ob es zur Veränderung und Verbesserung der Lebensbedingungen notwendig ist, ein bestimmtes Stadium in der Entwicklung der Menschheitsgeschichte erreicht zu haben. Des Weiteren wäre es im Anschluss daran eine gute Frage, ob dieses Stadium erreicht werden kann, bevor die Welt bzw. die Menschheit vergeht. Und nicht zuletzt bliebe zu fragen, *wie* dieses Andere aussehen könnte, was es ankündigt, sowie ob und wenn ja, wie es vorbereitet werden kann.

Nach diesen Fragen gliedern sich die Texte im vorliegenden Buch. Der Erste behandelt die Frage des Kommenden, der Demokratie, die anders wäre als eine, die mit zunehmender Dauer zur Verdrossenheit an der Partizipation und an ihr selbst führt, und was für sie ein Baustein sein könnte. Meine Antwort darauf lautet: Es müsste ein Versuch einer Demokratie sein, die ohne Führer² auskommt, die entgegen der Meinung, die sich sowohl

1 Michel Serres: *Der Hermaphrodit*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1989, S. 49.

2 Ich werde für diesen Essay auf die genderneutrale Form »Führer*in/ Führer*innen« verzichten, da die gegenderte Form Führer deutlicher anzeigt, dass das Problem mit Führern eines ist, das besonders in männlichen

in Theorie wie auch Gesellschaft hartnäckig hält, in Krisenzeiten oder solchen der Politikverdrossenheit nicht das Heil in einem charismatischen und kompetent wirkenden Leader sieht und sich so selbst abschaffen will. Im Gegenteil scheint mir das Einzige zu sein, uns ein für alle Mal von jeglichem Führer abzuwenden, ihren Kulten abzuschwören und nicht alle Hoffnung in einen Einzelnen zu legen. Vielmehr sollten wir ihnen nicht unsere Führung überlassen, sondern sie tatsächlich allen übergeben. Der angedeutete Inhalt dieses ersten Essays ist der Versuch zu zeigen, dass nicht erst ein bestimmtes Stadium auf dem Weg der Menschheitsgeschichte erreicht werden muss, um zu einer politischen Situation zu gelangen, in der wir uns nicht blind und willig hinter einen Führer stellen, sondern dass es eine Frage der Vorbereitung ist, die in jedem Moment begonnen werden kann und so ihre eigene Zeitlinie hervorbringt.

Der zweite Essay *Das Totschlagargument* fragt, wann das Ende der Menschheit zu erwarten ist. Die Antwort mag überraschen oder nicht, aber sie ist auf jeden Fall und im Unterschied zu vielem anderen, über das ich nachdenkend schreibe, eines für mich: einfach und deshalb erschreckend. Die Menschheit, unsere Welt, ist immer schon untergegangen. Warum? Weil die Welt, die Menschheit und ihre Bedeutung an allen Menschen hängen. So kann die Welt also keinen Bestand haben, solange das Leben eines Menschen nichts zählt. Und es zählt gerade nichts! Zumindest zählt es nicht, wenn es eine Vorstellung von Welt gibt, in der Menschen aufgrund ihrer Andersartigkeit in irgendeinem Verständnis des Wortes legitim ermordet werden können. Oder besser: Die Welt vergeht, solange wir uns ermorden. So ist das Totschlagargument eines im doppelten Sinn, dem Inhalt und der Form nach: Solange Menschen ermordet werden, solange bleibt die Welt untergegangen. Wer könnte schon plausibel argumentieren, dass es *gut* ist, einen Menschen zu ermorden? Und damit ist dieser Text auch ein Vorschlag für eine erste Gestalt, in der wir zueinanderkommen können: das Bannen des Mor-

Gemeinschaften besteht und historisch deutlich mehr Männer sich dazu berufen gefühlt haben, ganze Länder, ab und an auch die halbe Welt in den Untergang zu führen.

des. Ich nehme es mir also heraus, das für mich grundlegendste Übel im Miteinander, den Mord an Anderen, als das grundlegende Übel für uns alle darzustellen. Nicht aus einer Laune heraus, sondern aus dem Grund, weil das Vernichten der Andersartigkeit immer eine Sicht auf die Welt darstellt, die Andere als minder- oder unwertig erklärt – sei es das Weltbild des Kapitalismus, des Rassismus, des Antisemitismus, des Antiziganismus oder des Patriarchats.

Dabei meine ich, und das muss in aller Deutlichkeit gesagt werden, weder Abtreibung noch Notwehr, wenn ich von Mord spreche. Allein schon diese beiden Begriffe mit dem des Mordes in Verbindung zu bringen, lehne ich ab. Ich vertrete keine Theorie des Hinnehmen-Müssens von Gewalt.

Im letzten Essay *In den Tag. Der Schein der Grazie und der Menschenwürde* nehme ich einen Gedanken aus dem Ende meiner Dissertationsschrift *Als Andere unter Anderen* wieder auf. Dort wandte ich mich der Grazie mit Blick auf die Schwierigkeiten solidarischen Verhaltens zu. Ich schrieb:

Grazie oder graziles Verhalten bestimmt sowohl ein anmutiges, ein angemessenes Darstellen in der Situation als auch Formen der tänzerischen, eleganten Bewegungen, die zwischen verschiedenen Problemen hindurchschwingen, und das Geschick, sich ›aus der Affäre‹ zu ziehen, ein bestehendes Risiko nicht ausarten zu lassen. Man könnte also sagen, dass das grazile Verhalten nur deshalb grazil wirken kann, weil es sich der Schwierigkeit der Situation bewusst ist und sich nur deshalb mit Leichtigkeit darstellen kann, weil es angemessen darauf antwortet.³

In dem so angekündigten Essay möchte ich weitergehen und bestimmen, dass Grazie in sehr unerwarteten Formen auftritt. Es geht darum, zu zeigen, dass etwas dann als grazil erlebt wird, wenn es unerwartet als das genau Richtige erscheint, sodass das Vertrauen in die Welt wiedererstarkt, man sich nicht verloren fühlt. Besonders soll es um eine der unerwarteten Formen gehen, wie sie

3 Paul Helfritzsch: *Als Andere unter Anderen. Darstellungen des Füreinander als Weg zur Solidarität*, Bielefeld: transcript 2020, S. 241.

sich in den Beschreibungen Jean Améry's ausdrückt: um das Zurückschlagen. Für Améry ist das in manchen Situationen die Materie gewinnende Form der Menschenwürde, nämlich den Unterdrückter*innen die Unterdrückung nicht durchgehen zu lassen, trotz größter Gefahr für Leib und Leben ihnen die eigene Würde entgegenzuschlagen. Grazie, Zurückschlagen und Menschenwürde sollen also Gegenstand sein. Verbunden durch die These, dass das Zurückschlagen, um der eigenen Menschenwürde Aus- und Nachdruck zu verleihen, der eine Moment ist, in dem das Verhalten immer grazil wirkt, was bedeutet, dass es immer so wirkt, wie das, was gerade richtig und angemessen ist. Gerade in Zeiten der wieder immer mehr und mehr in den Tag tretenden gruppenbezogenen Menschenfeindlichkeit und Menschenverachtung scheint dieses Thema umso wichtiger, da es ein Argument dafür liefert, die Gefährdung des eigenen Lebens nicht bloß nicht hinzunehmen, sondern dagegen gewaltvoll aufzubegehren. Wie sich das mit der im *Anfang vor dem Anfang* bestimmten Pluralität des Sinns vereinbaren lässt, ohne selbst der Totalität des Zwanges zu verfallen, ist das Damoklesschwert, das schwer und Zweifel aufwerfend über diesem Text hängt. An dieser Vereinbarkeit muss er sich messen lassen.

Mit diesem dritten Essay endet das vorliegende Buch, wobei das Enden eher einem Auslaufen gleicht. Es schließt nicht ab, sondern sickert in einen weiteren Text ein, der eine Verbindung zwischen dem Schreiben, der*m Schreibenden und der in dieser Welt tatsächlich leben müssenden Person schlagen soll. Denn dieser Text ist – mehr noch als die Anderen dieses Buches – eine Geschichte. Es ist eine kondensierte und sprunghafte Geschichte, die sich aus bestimmten Strukturen der Gesellschaft und dem In-ihr-als-unpassend/anders-Lebend in einer bestimmten Form geschrieben hat und die nun am Ende dieser Textversammlung explizit hervortritt, sich zeigt und damit einen weiteren Versuch zur Darstellung bringt, einen Kontext anzugeben. Die – um es doch endlich auszu-schreiben – einen ausdrücklicheren Versuch zur Darstellung bringt, mich zu kontextualisieren. Meinen Kontext dem Namen nach und damit ihn selbst zu verändern. Der Text, in den dieses Buch ausläuft, in dessen Ende es versickert, heißt: *Ein Morgen für Paul*A*.

